

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 5 (1821)

14 (2.4.1821)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-769447](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-769447)

Oldenburgische Blätter.

Nro. 14. Montag, den 2. April, 1821.

Resultate einer Gemeinheits-Theilung.

Im Herbst des Jahres 1818. wurde die Kaste der Brinker Gemeinheit vertheilt und es wurden an die Interessenten der Brinker Bauerschaft (außer demjenigen, so einige außerhalb derselben wohnende Trist-Berechtigte erhielten) 753 Jück ausgewiesen, wovon etwa 252 Jück aus Grünte, zum Theil mit Moor untermischt, und 501 Jück aus Heide und geringem Moorlande bestanden. Im nächsten Jahre 1819. beschäftigten sich die Interessenten mit dem Befriedigen ihrer Antheile, begannen, Einiges, was ihnen zur Viehweide entbehrlich war, zu cultiviren und führen mit dieser Cultur im lehrerstoffenen Jahre 1820. thätig fort, so daß der Gewinn, welcher sich schon jetzt ergeben hat, bemerkenswerth ist.

Nach einem ziemlich sichern Ueberschlage ist im vorigen Jahre von dem vertheilten Lande folgendes geerntet: Roggen 8 Last 3 Tonne 6 Scheffel, Hafer 11 Last 9 Tonne, Weizen 8 Tonne 4 Scheffel, Kapsaat 140 Schef-

fel, Kartoffeln reichlich 1000 Scheffel, Buchweizen 158 Scheffel, Hen 54 Fuder, nebst einigen kleinern Quantitäten von Bohnen, Erbsen, Rüben und Wurzeln. Der Roggen, Hafer und Weizen wurden auf 306 Fudern eingefahren, wovon also das Stroh in Anschlag zu bringen ist. Alles zusammen gerechnet, wird, selbst nach den geringen Preisen der benannten Gegenstände im letzten Herbst, auf einen Geldwerth von reichlich 1900 Rthl. anzuschlagen seyn.

Es ist dabey auf dem, nicht zur Cultur benutzten, Lande noch eine bedeutende Anzahl Viehes geweidet, auch hat man nicht erfahren, daß der Viehstand eines oder des andern Interessenten nach der Gemeinheits-Theilung vermindert worden sey. Wie unverkennbar groß ist also schon jetzt jener Gewinn! und wie sehr wird solcher mit der Zeit sich noch mehren lassen!

Oldenburg, den 2. April 1821.

Die Baumschule zu Barrel.

(Auszug eines Schreibens an einen Freund.)

Sie wünschen über die Entstehung und den Anwuchs meiner Baumschule einige Nachricht von mir zu erhalten. — Es ist Ihnen bekannt, daß ich schon lange Neigung zur Landwirtschaft und deren Zweigen hatte; ich sah und lernte deshalb, wie und wo ich konnte, schaffte mir mehrere Nachrichten, zu diesem Zwecke dienend, an, und wurde zuletzt selbst Landwirth. Ich fing aber, weil meine Kenntniß noch schwach war, und ich nicht gern ein zu großes Lehrgeld geben wollte, auch weil die Güter damals in sehr hohen Preisen standen, vorsichtig an, und wählte dieserhalb nur ein kleineres Gütchen, wie Sie das meinige kennen. Hier behielt ich Zeit und Muffe, und legte deshalb zu meiner Privatbeschäftigung eine Baumschule an.

Ich sammelte, wo ich konnte, von guten Sorten Obst, so viel immer möglich alle besten Kerne, und pflanzte diese in Reihen von zwey Fuß Weite. Nach ein paar Jahren waren sie unter guter Behandlung, das heißt: von Unkraute rein gehalten, und, wenn die Erde dicht wurde, durch etwas Auflüften, zu der Dicke des Stiels einer langen Pflanze heran gewachsen. Nun wurden sie in eine andere, die eigentliche Baumschule, verpflanzt, und, nachdem sie daselbst ein paar Jahre gestanden und gut fortgewachsen waren, wurden nun die stämmigsten veredelt.

Das neue Feld zur Baumschule war folgendermaßen eingerichtet. Ich ließ die obere Erde zwey Spaten tief zurücklegen, und die des dritten Spatens, als unfruchtbar, ganz herausnehmen und wegbringen, dafür aber eben so viel gute Erde, von verfaultem Holze, und vom Hofe, als welche vom Viehe mehrere Jahre durchgetreten und durch deren Abfall gebessert war, nachdem diese einige Zeit vorher zusammen geschaufelt und umgearbeitet worden, wieder einbringen, und nun die vortage zurückgelegte Erde wieder oben aufbringen.

Als nun dieselbe sich gehörig wieder gelagert hatte, pflanzte ich die jungen Bäumchen hinein, und diese wuchsen freudig fort. Da nun grade in der Zeit eine bedeutende Baumschule, die des verstorbenen D. Meyer in Bremen, verkauft wurde, so erstand ich nicht allein viele Wildlinge, sondern auch schon veredelte Stämme, wodurch denn meine Baumschule bedeutend vermehrt wurde. Dazu legte ich, und lege noch, wie gesagt, jährlich, Kerne, und pflanze, wo ich kann, gute Wildlinge an. Auf diesem Wege brachte ich die Schule zu dem Stande, worin Sie sie sahen.

Seit mehreren Jahren werden nun zur gehörigen Zeit, durch Pfropfen in die Rinde, alle alsdann dazu passende Stämme veredelt, und diese, unter

fleißiger Aufsicht, aufgezogen. Hierbey wird möglichst genau darauf gesehen, daß jede Art, wovon gepflanzt worden, für sich bleibt. Diese werden durch zwischen geschlagene Pfähle mit eingesägten Zeichen bemerkt, und ins Register eingetragen. Außer dem wird noch ein Verzeichniß gehalten, welches die Reihen, und darin alle Stämme, nennt, damit keine Verwechselung entstehen könne.

Auf diese Art habe ich verfahren und mir auch schon verschiedene junge Bäumchen, welche die schönsten Früchte getragen haben, angezogen, obgleich sie noch etwas dünn sind. Diese werden wieder besonders bemerkt, und die Frucht beschrieben.

Ich habe meistens nur Äpfel, Birnen und Zwetschen und deren Verwandtschaften; denn für Kirschen scheint mein Boden, der öftern Nässe wegen, wohl nicht geeignet.

Ich pflanzte meine jungen Bäumchen in Reihen von drey Fuß Weite, und in diesen zwey Fuß von einander; dieses finde ich aber noch zu nahe, indem sie sich noch zu stark berühren und beschatten; ich werde sie also mehr auseinander pflanzen.

Ich setzte auch Augen ein, aber dieses hat, in diesen Jahren, mir nicht recht glücken wollen.

Auf diese Art ist meine Baumschule nun schon bis auf einige Tausend Stämme und Stämmchen angewachsen, und obgleich mancher schon jetzt daraus verpflanzt worden, so habe ich doch, wenn kein besonderer Abgang eintritt, in ein paar Jahren eine schöne, alsdann auch schon brauchbare Schule.

Barrel, den 6. März 1821.

Kothen.

Ueber das Böteln der Hunde auf dem Lande.

Der Aufsatz in Nr. 11. dieser Blätter „über das häufige Anlegen der Hunde“ äußert beyläufig den Wunsch, daß auch das Böteln der Hunde abgeschafft werden möge. Und gewiß stimmt jeder Landmann dem Verfasser jenes Aufsatzes hierin gern bey; denn nur erfüllt das Nachtheilige jener Vorschrift.

Der Knüttel an dem Halse des Hundes, nach der Vorschrift von ei-

ner gewissen Länge und Schwere, und an einigen Orten noch dazu mit einem Kreuzstock versehen, hindert den Hund im Laufen, macht ihn zum Heken, einer seiner wichtigsten Bestimmungen, zum Mäusefangen, als Schäferhund u. unfähig. Der Last überdrüssig, sucht der Hund Ruhe auf dem Lager, seine Munterkeit und Wachsamkeit hört auf, und einige wollen nicht mehr bellen;

hiedurch wird die so nothwendige Sicherheit der einzeln wohnenden Landleute sehr gefährdet. Der Knüppel verändert die ganze Natur des Hundes, er betrügt sich, als hätte er kein gutes Gewissen.

Der gebötelte Hund nützt also dem Landmann wenig mehr zur so nöthigen Nachtwache, zum Hefen, zum Mäusefangen, zum Schafehüten u. nicht einmal mehr zum Vergnügen.

Und wozu soll denn der Bötel nützen? möchte man fragen.

Freylich wird der müßige Jagdliebhaber antworten: damit der Bauernhund keine Hasen im Felde fangen kann.

Aber ist denn der Hase, den einmal zufällig ein ungebötelter Hund im Felde fangen möchte, ist das Vergnügen eines müßigen Jagdliebhabers, mehr werth, als der Nutzen und die Sicherheit des flüchtigen Landmanns?

In Städten, wo die Menschen nahe zusammen wohnen, ist der Hund durchgängig Luxusartikel; dort bötele man ihn, dort lege man ihm Schnauzriemen an. Aber auf dem Lande ist er Bedürfnis, und deswegen lasse man ihm da seine Freyheit.

In frühern Zeiten mochte der Hundebötel, oder (nach den alten Jagdgesetzen) das Aushauen der Vorderklauen der Hunde, an seinem Plage seyn. In jetzigen Zeiten, wo der Mensch mehr gilt, als der Hase, könnte der Bötel auf dem Lande ganz weggelassen, und mit ihm der Schnauzriemen; denn gegen beißige Hunde kann ja die Polizey Maßregeln treffen.

Jetzt, da die Einkünfte von Polizeystrafen nicht mehr einen Theil der Einnahme des Amtmanns ausmachen, ist auch eine Abänderung in diesem Fache mündern Schwierigkeiten unterworfen.

Schilderung der Lebensweise in einem kleinen Städtchen.

(Nach der Natur gezeichnet.)

Herr und Madam N. stehen um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr auf. Der Caffee ist von dem Mädchen aufgetragen, und wird mit Pomade (ein der übrigen gebildeten Welt unbekannter wichtiger Lieblingsausdruck in jenem Städtchen) eingeschlürft, wobey Herr N. seine schöne meerschaumene Pfeife raucht, und die Zeitung oder ein Journal liest, und Madam ihren Puz

für den heutigen Tag überdenkt. Nachdem der Caffee verzehret und Herr N. angekleidet ist, auch in der Eile ein paar Gläubiger sich vom Halse geschafft hat, geht er um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr zur Schenke zum Schnapps. Hier werden in zahlreicher Gesellschaft die Zeitungs- und Tagesneuigkeiten, auch die Angelegenheiten des Staats und die An-

ordnungen der Behörden discutirt. Unter den Mitgliedern der Gesellschaft ist selten einer, der nicht alles zehnmal besser gemacht haben würde, als die Behörden es gemacht haben. Da die Zeit schnell entfliehet, so wird vor dem Ausbruche der Gesellschaft die Nachmittagsparthie verabredet, wenn etwa nicht grade der Wochentag schon an sich ein dies utilis (das ist, ein für ein gewisses Caffee- oder Weinhaus ein für allemal bestimmter Tag) seyn sollte, und dann geht man um 11½ oder 12 Uhr an sein Geschäft. Um 1 Uhr wird gespeiset; nach der Tafel pflegt man ein Stündchen der Ruhe, und um 3 Uhr geht Herr N. zur Nachmittagsparthie, wo das am Morgen abgebrochene Gespräch fortgesetzt, Grog &c. getrunken wird, und wo ein Spiel Karten den Geist der Unterhaltung erhöht. Um 6 Uhr bricht die Gesellschaft auf zu Weine; einige Nachzügler folgen erst um 7 Uhr. Um 9 oder 10 geht man zu Hause zum Abendessen, und um 11 Uhr legt Herr N. sich schlafen, froh einen Tag wieder zurückgelegt zu haben.

Madam N. ist während dessen nicht ohne Beschäftigung geblieben. Der Puz für das den Nachmittag zu besuchende oder zu gebende Kränzchen hat ihren Kopf mit Plänen angefüllt. Der Jude M. hat die Güte gehabt, ihr das Zeug dazu auf Credit zu geben; und während das Mädchen die Küche besorgt, arbeitet sie am Puz. So ist der Mittag schnell herangerückt, das Mahl verzehret,

der Puz in Ordnung gebracht. Um 3 Uhr geht Madam zum Kränzchen, wird um 10 Uhr von dem Mädchen nach Hause geleuchtet, und legt sich um 11 Uhr zu Bette, um am andern Morgen mit dem Herrn Gemahl dieselbe Lebensweise fortzusetzen. Ist aber die Reihe an Madam, das Kränzchen zu geben, so fordert dieses allerdings sehr viele Zurüstungen, um die sämtlichen Damen mit der größten Eleganz zu bewirthen. Dies kostet freylich 3 Louisd'or, dafür hat aber Madam auch das Vergnügen, von den andern Damen in ihrer Gegenwart sehr gelobt zu werden. Die Unterhaltung dieser Gesellschaften, und daß diejenigen Herren und Damen des Städtchens darin gebührend geschickert werden, welche ihren Berufsgeschäften mehr nachgehen, als dem Vergnügen, und die es für Pflicht halten, nicht mehr auszugeben, als sie einnehmen, kann man sich leicht vorstellen.

Freylich wird dieses angenehme Leben nicht selten durch die grobe Zudringlichkeit des Juden M., des Schusters, Schneiders, Beckers, Tischlers &c. auf eine unangenehme Weise unterbrochen, aber nur auf Augenblicke; denn durch die häufige Übung hat Herr N. die Fertigkeit erhalten, diese Leute unter allerhand Versprechungen von einer Zeit zur andern auf bessere Zeiten zu vertrösten.

Herr und Madam N. aber beruhigen sich bey dem Gedanken, daß sie

nichts mehr verthun, als was ihr Stand von ihnen fordert; und die es ihnen nicht gleich thun, haben, nach ihrer Ansicht, keine Welt. Es fällt ihnen daher auch gar nicht eher ein, an dieser Lebensweise etwas zu ändern,

als bis es zu spät ist. — Herr und Madam N. sollen Mitglieder des Lichtmessensbundes seyn, wovon in Nr. 43. dieser Blätter vom vorigen Jahre die Rede gewesen ist.

Seltene Wirkung eines Blitzstrahls.

Am 1. May 1754. wurde in der Academie des belles lettres zu Rochelle folgende Nachricht von einer sonderbaren Wirkung eines Blitzstrahls vorgelesen:

„Am 12. Jul. 1752. fuhr auf einem Meyerhose im Kirchspiel St. Yves bey Rochefort ein Wetterstrahl in einen, ungefähr 30 Fuder enthaltenden Heuhaufen. Nach dem Schlage stiegen schwarze übertriebende Dämpfe aus dem Haufen empor. Der Brand dauerte zwey Tage, aber man sah nichts, als einen sehr dicken Dampf, mit einigen Funken vermische, aufsteigen. Der ganze Haufen glühete innerlich, wodurch das Heu ausgebrannt, die Steine calcinirt, und die Leinwerde einen halben Fuß tief geschmolzt wurde. Von dem großen Haufen blieben ungefähr zwey Millionen Pfund übrig, die theils etwas schweflichtes und harziges, theils etwas von der Natur des Donnerkeils besaßen, und diese formirten eine sonderbare feste Masse. Sie war wie ein stießendes Metall anzusehen. Als es erkaltet war, war es ein seltsamer Haufe von Schlacken oder

Marcassiten. Diese Masse bestand aus drey verschiedenen Arten. Die oberste war eine glänzende Masse von crystallinischer Zusammensetzung, die mittlere eine mannigfaltige Vermischung von Schwefel und Erde von verschiedenen Farben, die unterste ein massiver harziger Körper, der den Steinkohlen glich, aber mehr Glanz hatte. Die ganze Masse war in Schichten getheilt, die über einander abgesondert lagen, verschiedene Farben hatten, und 1½ Zoll dick und 15 bis 20 Zoll breit waren. In Löchern lagen hin und wieder einige unverfehrt gebliebene Heuhalme, wovon einige Lagen wie schwarze Bleche aussahen, aber keine Festigkeit hatten. Die ganze Masse war voll von unendlich vielen kleinen Löchern, die unten am Grunde noch näher bey einander waren, als sonst. Man erhielt bey der chemischen Untersuchung ein kalisches Salz.“

Man sieht aus dieser Nachricht, daß der dort beschriebene Fall fast ganz mit demjenigen übereinstimmt, der sich am 6. Aug. 1820. bey Dovelgönnne ereignete, und wovon in Nr. 37. 41.

und 50. dieser Blätter vom vorigen Jahre die Rede gewesen ist. Die Verschiedenheit in den Erscheinungen bey der Fäule entstand hauptsächlich daher, daß 1. bey Oveladnne der Blich, durch die Masse des beregneten Heuhaufens abgeleitet, nicht in denselben, sondern an demselben herunter fuhr, und daß 2. die Marsch:Erde andere Bestandtheile enthält, als die Erde bey Rochefort.

— Befäßen wir eine vollständige chemische Analyse der verschiedenen Arten der Marsch:Erde, die aus andern Ursachen so sehr zu wünschen wäre, so würde sich vermuthlich zeigen, daß sie mit der chemischen Auflösung der gefundenen schlackenartigen Massen in Auflösung der Hauptbestandtheile übereinstimmen.

Münters Urtheil über altnordische Waffen. *)

Asiens Hochland, die Bergrücken und Thäler des Kaukasus, waren die Gegenden, aus welchen die Nordischen Stämme auszogen, bis sie nach langen Wanderungen, vielleicht oft aus südlichen Sihen, die sie gewählte hatten, von benachbarten Völkern oder nachrückenden Stämmen verdrängt, endlich die Küsten der Ostsee und die Gestade des östlichen Oceans erreichten.

Die Aspergianer im Taurischen Eherones, die auch Alanen hießen, nannten sich selbst Asen, und scheinen mit den alten Scandinaviern verwandt zu seyn.

Nach den Sagen der Nordischen Vorzeit waren die Thussen, Jetten und

Trolde die frühesten Völker des höchsten Nordens, abstammend von Thyr sageten und Massageten, Finnen und Lappen ihre Abkömmlinge.

Mit jenen rohen Natursohnen, die in Gebirgsklüften und unter der Erde als Höhlenbewohner lebten; wurden die neuen Abkömmlinge aus Asien in den frühesten Zeiten in Kriege verwickelt. Nie ganz bezwungen, wurden die Thussen, Jetten und Trolde wegen ihrer feindlichen Ueberfälle aus ihren unzugänglichem Schlupfwinkeln in den Gebirgen als mächtige Gebirgsgeister und unterirdische Dämonen und als die gefährlichsten Feinde der Götter des Nordens vorgestellt.

Wie die Sprachen des Nordens

*) Aus einer Abhandlung des D. Fr. Münter in Copenhagen (Bischoffs von Seeland und Dänischen Ordensbischoffs) über die Religion des Nordens vor den Zeiten Odins, als Anfang einer Geschichte der Einführung des Christenthums in Dänemark und Norwegen.

mit der des, früher, als gewöhnlich angenommen wird, bevölkerten Germaniens verwandt sind: so ist es auch mit der Religion. Im Norden ist sie zum Theil ein Gewebe des größten Fetischdienstes und des Aberglaubens. Die Götter-Personificationen und Gestaltungen der Naturkräfte sind dieselben; Thor, Odin, Freya die vornehmsten.

Thor, der Gott des Donners; sein Hauptcharacter unüberwindliche Kraft. Daher ward ihm eine alles besiegende Waffe, der Hammer, ursprünglich wohl das Symbol des Blitzes, beigelegt. Dieser Hammer war nicht sowohl zum Gebrauch in der Nähe wie eine Streitart, als zum Schleudern, gleich dem Donnerkeil bestimmt. Der Schaft ist bey allen sehr kurz. — Nach des Gelehrten Skule Thorlacius Vermuthung sind die steinernen Keile und Aexte, welche häufig in Gräbern gefunden, und Donnerkeile genannt werden, keine Waffen, sondern Symbole des Blitzes, der mächtigen Waffe des Donnergottes, und Talismane zum Schutze der Todten gegen die Angriffe der Dämonen. Weil man beobachtete, daß

der Blitz verhältnißmäßig nur selten den Menschen Schaden zufügte, sondern meistens in Berge, Felsen und Wälder niederschlug: so ward man dadurch in dem Glauben bestärkt, Thor sey ein Freund der Menschen, ein hülfreicher Gott, und brauche seine Waffe nur gegen die unterirdischen Dämonen, gegen die Götter der Urvölker des Nordens, die sich aus Furcht vor ihm in die Erde verkrochen hatten, und welche allmählig mit den Völkern selbst, die sie verehrt hatten, und die gleichfalls in die Gebirge ihre Zuflucht nahmen, verwechselt oder identificirt wurden.

Zu den allgemeinen Gottheiten gehörte der von allen Scythischen Völkern hochgeehrte Kriegsgott, bey den Scandinaviern Tyr genannt. Ihm allein errichteten die Scythen Bildsäulen, Altäre und Tempel. Bildsäulen und Tempel hatte der älteste Norden nicht. Aber die steinernen, wie Dolche gestalteten Messer, welche man gewöhnlich Opfermesser nennt, die auch zum Theil zu diesem Gebrauch nöthig bestimmt gewesen seyn, scheinen ursprünglich Symbole des Kriegsgottes gewesen zu seyn.